

VII. Exkurs:: Brandoms expressive Vernunft

Wohl die meisten der von der rekonstruktiven Sozialforschung untersuchten Gegenstände konstituieren sich (auch) als sprachliche Ausdrucksgestalten. In den handlungstheoretischen Zugängen wird dabei im Sinne der intentionalen Semantik von Grice (1989) davon ausgegangen, dass die Bedeutung von Wörtern und Sätzen aus den Absichten von Sprechern, dem Hörer etwas mitzuteilen, abgeleitet werden könne. Insbesondere durch die Rezeption von Jürgen Habermas gewann in diesem Zusammenhang die so genannte Sprechakttheorie zunehmend an Bedeutung.¹ Während die Bedeutung von Sprache von Grice (1989) noch monologisch und auf Zweckrationalität zugeschnitten erklärt wurde, folgten Habermas und Searl² einem etwas anderen Pfad. Die Bedeutung von Sprechakten müsse zwar weiterhin im Sinne einer Handlungstheorie erklärt werden, allerdings sei nun die Bedeutung einer sprachlichen Ausdrucksgestalt nicht nur durch die Sprecherabsicht festgelegt, sondern beruhe auf einem gemeinsamen Regelwissen von Sprecher und Hörer. Im »Standardfall wörtlicher Bedeutung gibt ein Sprechakt die Intention eines Sprechers zu erkennen; ein Hörer kann dem semantischen Gehalt der Äußerung entnehmen, wie der geäußerte Satz verwendet, d. h. welche Handlung mit ihm vollzogen wird« (Habermas 1992, 65).

jenseits des Regulismus

Die These, dass das kommunikative Handeln ein »semantisch selbstidentifizierendes Handeln« sei (Greve 2002, 373), - auch innerhalb der Ethnomethodologie hinreichend problematisiert³ - erscheint mit der Luhmannschen Position wie auch der dokumentarischen Methode unvereinbar. Denn kann sich der propositionale Gehalt eines Sprechaktes erst im Kontext entfalten. Nicht das, was vermeintlich intendiert wurde, sondern die weiteren kommunikativen Anschlüsse bestimmen die Bedeutung dessen, was geschieht. Die fundamentale metatheoretische Differenz zwischen Regulismus und konstruktivistischer Epistemologie ließen eine intimere Beziehung zwischen System- und Sprechakttheorie bisher kaum möglich erscheinen.

Innerhalb der Sprechakttheorie lässt sich jedoch mittlerweile, etwa mit dem Namen Donald Davidson verbunden, vermehrt Kritik an der Position von Searl und Habermas vernehmen. Auch bei Davidson beruht die interpretative Leistung von Sprechern und Hörern nicht auf konstitutiven Regeln. »Vielmehr sei es genau umgekehrt: erst Verständigung ermögliche die Ausbildung von Regeln« (Greve 2002, 373).

Intentionalität außerhalb des Akteurs

Während Davidson noch in der repräsentationalistischen Tradition bleibt, entwickelt Robert Brandom sprechakttheoretische Position, die den Begriff der Intentionalität nun im Sinne einer inferentialistischen Semantik zu begreifen sucht (Brandom 2000, , 2001). Für Searl ist die ursprüngliche Intentionalität noch in der innerhalb der Akteure liegenden Handlungsabsicht zu lokalisiert.⁴ Demgegenüber stellen die Sprache und die hierin vollzogenen Zurechnungen abgeleitete Phänomene dar. Brandom kehrt nun mit Daniel Dennet (1978) das Verhältnis von abgeleiteter und *ursprünglicher* Intentionalität um. »Daß etwas von jemandem als intentionales System betrachtet oder behandelt wird, rangiert in der Reihenfolge der Erklärung vor der Tatsache, daß es ein intentionales System ist« (Brandom 2000, 109). Intentionalität erscheint hier erst dadurch, dass es durch sprachliches Handeln einer Gemeinschaft institutionalisiert wird und in »diesem Sinne können nur Gemeinschaften, nicht Individuen, als im Besitz von ursprünglicher Intentionalität interpretiert werden« (ders. 115). Dieser Schritt gestattet nun eine Brücke zur Systemtheorie zu schlagen, denn Brandom erlaubt hier die handlungstheoretischen Beschränkungen der klassischen Sprechakttheorie zu überwinden.

Aus diesem Grund lohnt es für unser Programm hier Anschlüsse zu suchen.

deontisches Kontoführen

Brandom formuliert eine mittlerweile ausgearbeitete sprechakttheoretische Konzeption, die eine nichtklassische, deontische Fassung der Probleme der Indexikalität wie auch der Normativität erlaubt (Brandom 2000, , 2001).

¹ Grundlegend hierzu natürlich Austin (1979).

² Vgl. hierzu John Searl (1969, 36f.).

³ Vgl. hierzu Harold Garfinkel und Harvey Sacks (Garfinkel 1984, /Garfinkel/Sacks 2004).

⁴ Um hier ein neuere Quelle zu zitieren: »Daß etwas von jemandem als intentionales System betrachtet oder behandelt wird, rangiert in der Reihenfolge der Erklärung vor der Tatsache, daß es ein intentionales System ist« (Searl 2001, 109).

Sein Ausgangspunkt besteht darin, intentionale Zustände als »soziale Praxis des Zu- und Anerkennens von Festlegungen und Berechtigungen, die solche Status implizit instituierten« (Brandom 2000) aufzufassen. »Ewas als verstandesfähig zu behandeln heißt, sein Verhalten dadurch zu erklären, dass man ihm intentionale Zustände wie Überzeugungen und Wünsche für sein Verhalten unterstellt« (ders., 38). Diese Zurechnungsprozesse lassen sich jedoch nach Brandom nur unter Zuhilfenahme normativen Vokabulars erklären, nämlich als eine besondere Praxis des Bewertens, die von ihm als *deontisches Kontoführen* bezeichnet wird. Unter diesem Blickwinkel der Zurechnung erscheint Intentionalität als ein primär soziales Phänomen, denn »die Praktiken, die für intentionale Zustände charakteristischen normativen Status etablieren«, müssen *soziale* Praktiken sein« (ders., 115). Erst die gemeinsame sprachliche Praxis »überzieht eine natürliche Welt mit normativen Signifikanzen, die intrinsisch keine Richtlinien oder Urteilsmaßstäbe enthält«. Objektivismus und Subjektivismus, »bedeutungslose Gegenstände und Bedeutung schaffende Subjekte« erscheinen so als »zwei Aspekte eines Bildes« (ders., 96), nämlich der pragmatisch normativen Konstitution von Wirklichkeit mittels der wechselseitigen Zuweisung entsprechender Status.

Über diese Konzeption lässt sich Luhmanns Lösung des Problems der doppelten Kontingenz um eine normative Dimension⁵ erweitern: Die jeweiligen Interaktionspartner „erinnern“ ihr Gegenüber nicht nur als Muster von Reaktionserwartungen, sondern weisen diesen auch normative Status zu. Nicht nur das beobachtete Verhalten - im Sinne eines einfachen Modells der Erwartungsbildung - sondern auch die normativen Einstellungen gegenüber diesem implizieren, wie dieser verstanden wird. Seine sprachlichen Äußerungen wie auch sein Handeln erscheinen nun immer auch im Lichte, der ihm zugewiesenen Bewertungen über Berechtigungen, Wahrheitsgehalte etc. Kompetente sprachliche Akteure betreiben sozusagen eine doppelte Buchführung, nämlich bezüglich des inhaltlichen Gehaltes von Aussagen und Handlungen und bezüglich des normativen Status des anderen. Sie »bleiben ihren eigenen Festlegungen und Berechtigungen und denen der anderen auf den Fersen: sie sind (wir sind) „deontische Kontoführer“«, denn »Sprechakte, insbesondere Behauptungen, verändern den Kontostand« (ders., 220) und zwar nicht nur den des anderen sondern auch den eigenen: Wenn im Diskurs beispielsweise der Äußerung *a* von Sprecher *A*, durch *B* Wahrhaftigkeit zuerkannt wurde, so sieht sich hierdurch auch *B* berechtigt, im weiteren Gespräch *a* als *wahr* zu nehmen. Die Begriffe „wahr“ und „falsch“ brauchen hier nicht mehr im traditionellen Sinne als *Eigenschaften*, die den Dingen innewohnen, verstanden werden. Vielmehr wird eine »Behauptung als wahr zu betrachten« zuallererst »als das Übernehmen einer normativen Einstellung« verstanden (ders., 464).

Eine Äußerung eines anderen wird für wahr gehalten, wenn diese entsprechend der eigenen Festlegungen als wahr betrachtet wird. Wahrheit erscheint hier als *deontische* Konsequenz einer der sozialen Perspektivität innewohnenden normativen Pragmatik. Die Übertragung von Information erscheint hier gleichsam als „Erben“ der Berechtigungen, diese als solche zu betrachten. Die interaktive Dyade stellt in Brandoms Konzeption die Grundeinheit dar, um Realität über Sprache zu konstituieren. Denn Regeln und Wahrheiten erscheinen nun als implizite Produkte gemeinsamer sprachlicher Praxis. Sie werden verstehbar über den »perspektivischen *Ich-du-Stil*«, der sich »auf die Relation zwischen den von einem interpretierenden Kontoführer selbst *eingegangenen* und den von ihm an andere *zugewiesenen* Festlegungen konzentriert« (ders., 831). Die Annahme einer privilegierten Wir-Perspektive der Gemeinschaft gibt hier keinen erklärenden Sinn mehr, denn den hieraus abgeleiteten normativen Regelkonzepten fehlt die für die Zuweisung eines normativen Status benötigte Referenz auf einen konkreten Beobachter.

Relationen anstelle von Repräsentationen

Eine weitere Ressource für unser Projekt stellt Brandoms Konzeption einer inferentiellen Semantik dar. In Abgrenzung zur repräsentationalen Tradition, die singuläre Termini als auf äußere Objekte verweisende Ausdrücke betrachtet, schließt Brandom an dem kantschen Gedanken an, dass der Grundgegenstand des Bewusstseins das Urteil sei, nicht die einzelne Wahrnehmung, sondern »die Klassifikation von einzelnen Reizen als Vertreter einer allgemeineren Art« (ders., 149). Hierdurch rückt die *Inferenz*, die Schlussfolgerung, ins Zentrum seiner Analyse: »Begriffe sind wesentlich inferentiell gegliedert. Sie in der Praxis zu begreifen heißt sich bei Richtigkeiten der Inferenzen und Inkompatibilität auszukennen, in die sie eingebunden sind. Eine Klassifikation verdient *begrifflich* genannt zu werden aufgrund ihrer *inferentiellen* Rolle« (ders., 152). Sinn darf hier im Einklang mit Luhmann nur prozessual, das heißt im Hinblick auf die Anschlüsse und Verweisungszusammenhänge, die er eröffnet, verstanden werden: »Jede eingeführte Behauptung erweist sich als bewiesen durch bereits etablierte Behauptungen, wobei sie die Prämissen, aus denen sie folgt, als

⁵ Diese normative Dimension ist hier keineswegs mit der Luhmannschen Konzeption der moralischen Kommunikation zu verwechseln, denn die normative Dimension bezieht sich nicht auf den speziellen Kommunikationscode gut/schlecht, sondern bezeichnet eine *jeder* Kommunikation innewohnende sozialperspektivische Interpretation.

Konklusion darstellt. Zu zeigen, woraus eine Behauptung folgt, ist aber noch nicht hinreichend, um ihre inferentielle Rolle zu spezifizieren. Genauso entscheidend ist, was aus ihr folgt« (ders., 161).

„Verstehen“ kann hier nicht mehr als »das Anknipsen eines cartesianischen Lichts« begriffen werden (ders., 193), sondern ist als praktische Beherrschung einer inferentiell gegliederten *Praxis* zu konzipieren: »Um sich in den Fäden zurechtzufinden, die einen begrifflichen Gehalt umgeben, so dass man praktisch weiß, welche Züge zu ihm oder weg von ihm gefordert oder erlaubt und welche verboten sind, muß man entsprechend die Richtigkeiten der Inferenz beherrschen, die auch für den Gebrauch anderer Begriffe oder Gehalte maßgebend sind« (ders., 153). Relationale Gebilde ineinander verschachtelter Inferenzen rücken nun ins Zentrum des Sinngeschehens: »Über die inferentielle Rolle eines Gehalts weiß man gar nichts, ohne wenigstens etwas über andere Gehalte zu wissen, die aus ihm gefolgert werden können oder aus denen er gefolgert werden kann« (ders. 153). Um die soziale Perspektivität dieser Prozesse zur Geltung zu bringen, greift Brandom den Leitgedanken von Sellars auf, dass Sprechakte nur in Hinblick auf die Praktiken des Liefern und Fordern von Gründen verständlich werden. In den Mittelpunkt der Analyse von Sprechakten rückt nun die *Proposition*. Diese zeigt eine zweifache soziale Funktion, nämlich »als Rechtfertiger und als Gerechtfertigte, als Prämissen und als Konklusionen. Daß ein Gehalt diese Doppelrolle spielt, daß er in rechtfertigenden Interferenzen als Prämisse und als Konklusion auftritt, macht ihn überhaupt erst zu einem spezifisch *propositionalen* (=behauptbaren und damit glaubbaren) Gehalt« (ders. 263). Die Entscheidung darüber, ob ein inferentieller Zug als richtig oder falsch, als angemessen oder unangemessen zu betrachten ist, kann sich wiederum nur als normative Frage darstellen. Eine Inferenz ist richtig, wenn sie als richtig betrachtet wird.

Perspektivierende Perspektiveninkongruenz

Die in jeder Kommunikation innewohnende Perspektivendivergenz verlangt jedoch, die Praxis der deontischen Kontoführung nochmals zu doppeln, denn was für den einen Gründe sind, müssen es nicht für den anderen sein: »Die unterschiedliche inferentielle Signifikanz von Worten im Munde verschiedener Sprecher«, sollte »nicht so aufgefasst werden, als könnten die Gesprächspartner einander nicht wirklich verstehen« (ders., 818). Verstehen verlangt in genau diesem Sinne Interpretation, nämlich das Zuschreiben von Einstellungen, unter denen die Festlegungen des anderen Sinn machen, bei gleichzeitiger Reformulierung des wahrgenommen Gehaltes unter den Voraussetzungen der eigenen Festlegungen. Verstehen hängt davon ab, dass die »Gesprächspartner in der Lage sind zweierlei Kontenbücher zu führen, dass sie sich zwischen dem Standpunkt von Sprecher und Hörer hin- und herbewegen können, während sie sich den Überblick darüber verschaffen, welche doxastischen, substitutionalen und expressiven Festlegungen von den Beteiligten eingegangen und welche zugewiesen werden« (ders., 818).

Gerade der letztere Aspekt erscheint für unser Programm bedeutsam, denn er weist einen Weg von empirischen Sprechakten zur systemischen Kontextur. Er zeigt auf, wie verschiedene Semantiken behandelt, thematisiert und in Beziehung gesetzt werden können, indem in beobachterabhängiger Perspektivität die Perspektiven anderer Beobachter wieder vorkommen. Diese perspektivische Differenzierungen lassen sich im Gebrauch der Sprache, semantisch und syntaktisch identifizieren: »Wenn die expressive Kraft von Zuschreibungswendungen zur Verfügung steht, wird diese implizite Fähigkeit, mehrere Kontenbücher zu führen und zu korrelieren, in der Bereitstellung von *de-re-* und *de dicto-*Spezifikationen der Gehalte der diskursiven Festlegungen explizit gemacht. Diese Merkmale – die sozialperspektivische Relativität der pragmatischen Signifikanz des Verwendens eines bestimmten Satzes oder sonstigen sprachlichen Ausdrucks, der zu Spezifikation eines gegebenen Gehalts gebraucht werden kann – machen zusammen den sozialperspektivischen Charakter des semantischen Gehalts aus« (ders., 820/821).

Anaphorische Zeigestöcke

Brandoms inferentielle Semantik bahnt zudem eine Lösung des Problems der Indexikalität. Da sich die besondere inferentielle Rolle von Sätzen aus ihrem sequentiellen relationalen Zusammenhang ergibt, lässt sich entsprechend die Rolle von Begriffen aufgrund ihrer Beziehungsstruktur innerhalb eines Satzgebildes charakterisieren. Aus diesem Grunde brauchen auch die *singulären Termini*, also die Ausdrücke, die im klassischen Verständnis die äußeren Gegenstände repräsentieren, nicht mehr als etwas den Sätzen Außenstehendes verstanden werden. Singuläre Termini erklären sich hier als *substitutionale* Inferenzen. Entsprechend dieses substitutionalen Holismus hängt der »begriffliche Gehalt« eines singulären Terminus »von seinem Ort in einem Netz von möglichen Substitutionen ab, die ihn mit anderen singulären Termini verbinden« (ders., 598). »Gegenstände sind wesentlich Dinge, die als dasselbe wiedererkannt werden können, auch wenn sie auf verschiedene Weise gegeben sind« (ders. 595). »Denn es folgt, dass die Idee eines Gegenstandes, der nur auf eine einzige Weise herausgegriffen werden kann, überhaupt keine Idee eines

Gegenstandes ist« (ders., 597). Brandom argumentiert hier mit Sellars, dass auch die nichtinferentiellen Berichte, also die Wahrnehmungen, in die inferentielle, substitutionale Struktur der Sprache transponiert werden müsse. Selbst das deiktische *Zeigen*, so die Argumentation, setze schon eine Vorstellung von Identität und dem dazugehörigen Sortal voraus. Wenn ich beispielsweise auf einen Mann mit grünem Kittel zeige, dann ließe sich ohne ein substitutionales Vorverständnis des inferentiellen Zusammenhangs nicht sagen, ob ich den Kittel, den Chirurg, die Farbe grün, oder sonst etwas gemeint haben könnte.

Die Schlüsselrolle zum Verständnis dieser Art von Beziehungen stellt für Brandom die Anapher dar - der asymmetrisch substitutionale Bezug auf einen Vorgängersatz. In einer mehr oder weniger langen anaphorischen Kette können dann schließlich als letzte Glieder eines Verweisungsbaumes indexikalische bzw. deiktische Verweisungen erscheinen. Innerhalb der inferentiellen Semantik erscheint hierdurch die indexikalische Verwendung von Begriffen nur als substitutionaler Sonderfall, nämlich als unwiederholbare asymmetrische Substitutionsbeziehung. Erst die anaphorische Wiederholung erlaubt ihre sinnhafte Integration in die inferentielle Gliederung der Sprache: »Nur weil deiktische und andere indexikalische Tokenings anaphorisch rekurrieren können, trägt ihr Vorkommen zu der inferentiellen Rolle der sie enthaltenen Sätze bei, kann also überhaupt als semantisch signifikant gelten; (*no Occurrence without Recurrence*).« (ders., 660). Das Verhältnis von begrifflichem Gehalt und wahrgenommener Wirklichkeit lässt sich gut durch das Bild des tastenden Fühlens charakterisieren: »Wir können uns im unklaren darüber sein, zu welcher anaphorischen Kette ein Tokening gehört, ob also zwei Tokenings zur selben Kette gehören oder nicht. [...] Man kann eine anaphorische Kette wie einen Stock anfassen; ein unmittelbarer Kontakt kommt nur mit einem seiner Enden, sozusagen dem Griff, zustande, und über diesen Kontakt hinaus gibt es vielleicht vieles, was einem nicht bewußt ist« (ders., 808f.). In dieser Fassung lässt sich das Problem der Indexikalität im Einklang mit dem operational geschlossenen Sinngeschehen der Luhmannschen Systemtheorie behandeln. Man braucht hier im Sinnverstehen nicht mehr auf unmittelbare Repräsentationen wie auf einen gleichen oder einen ähnlichen Erlebens-, Seh-, Hör-, Fühleindruck zu rekurrieren: »Eine *taktile* fregeanische semantische Theorie, die Eigennamen als Konstellationen von Tokenings singulärer Termini versteht, welche durch anaphorische Festlegungen gegliedert sind, beseitigt diese undurchdringliche Grenze zwischen der Transparenz des Geistes und der Opazität seiner Gegenstände. Sie präsentiert ein Modell des Denkens, das, als zwei Seiten der Medaille, die Möglichkeit von Unwissen und Irrtum über unsere eigenen Begriffe und die Möglichkeit genuinen Bezugs auf und genuinen Wissens von Gegenständen birgt, mit denen jene Begriffe uns in Berührung bringen« (ders., 809).

Brandoms Konzeption der anaphorischen Substitution hat weit reichende Konsequenzen für das Verständnis von Kommunikationsprozessen, denn die an einer Kommunikation beteiligten Gesprächspartner sind nun nicht mehr darauf angewiesen, die diesbezüglichen substitutionalen Bezüge untereinander zu teilen. Um in einem Gespräch mitreden zu können, reicht es aus, die Konsequenzen und Prämissen einer Präposition zu verstehen (d. h. zu interpretieren), in der ein anaphorischer Bezug vorkommt. »Pronomina ermöglichen es uns zu reden, ohne zu wissen, worüber wir reden. Jemand komme in eine Unterhaltung hereingeschneit, in der auf jemanden bereits mit „er“ Bezug genommen wurde – und er kann sich in das Gespräch einklinken [...]. Die Anapher ist ein Mechanismus, der es ermöglicht, Festlegungen betreffend Objekte einzugehen und zuzuweisen, die man auf Nachfrage nicht (nichtanaphorisch) spezifizieren können muß« (ders., 678). Aus jeder Beobachterperspektive wird ein anderer Kontenpunkt im Netz möglicher inferentieller Bezüge substituierbarer Satzgegenstände eingenommen. Was von dem einen Standpunkt richtig erscheint, muss es nicht so von dem eines anderen sein.

funktionale Rahmen

Über das logische Instrumentarium der symmetrischen Substitutioninferenzen und der asymmetrischen anaphorischen Bezüge lassen sich Sprechakte im Sinne des Luhmannschen Kommunikationsbegriffs differenztheoretisch interpretieren. Kommunikation lässt sich nun als funktionaler Rahmen auffassen, in dem die Bedeutungen, die ein Sprecher meint, und die Bedeutungen die ein Hörer versteht, verschieden sein können. »Was für eine Behauptung spricht oder auf sie festlegt und wofür sie spricht oder worauf sie festlegt, hängt davon ab, welche Hintergrundfestlegungen als Hilfhypothesen verfügbar sind, und deswegen kann man sich inferentielle Gehalte als *Funktionen* vorstellen. Der Gehalt jeder Behauptung würde durch eine Funktion dargestellt, deren Argumente Mengen begleitender Hintergrundfestlegungen und deren inferentielle Signifikanzen sind« (ders. 671f.). Im Einklang mit der Luhmannschen Konzeption von Sinn als Selektionszusammenhang, der Selektionszusammenhänge als »Form eines

Überschusses von Verweisungen auf weitere Möglichkeiten des Erlebens und Handelns« eröffnet (Luhmann 1993, 93)⁶ kann nun das »etablierte Modell der Kommunikation als gemeinsamer Besitz von etwas« fallengelassen werden zugunsten »eines Modells der Kommunikation als einer Art Kooperation in der Praxis. Was Sprecher und Zuhörer teilen, ist nicht ein *Gehalt*-als-Funktion, sondern eine Kontoführungs-*Praxis*. Gehalte als Funktionen von Repertoires auf inferentielle Signifikanzen lassen sich als in diesen Praktiken implizite auffassen, doch die Praxis kann ihre Identität bewahren, auch wenn diese impliziten Funktionen (zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen doxastischen Standpunkten aus) verschieden sind« {Brandom, 2000f. #5@675}. Erfolgreiche Kommunikation kann hier nicht mehr im Sinne des common sense Verständnisses als »geteilte Gedanken«, verstanden werden, sondern erscheint sozialperspektivisch als »verschiedene Gedanken«, die jedoch »in einer passenden Relation der Korrespondenz stehen« (ders., 780).

Diese perspektivische Position eröffnet nun jedoch keineswegs den Raum für Willkür in den Interpretationen. Denn die implizite normative Dimension sprachlicher Praxis zeigt sich nun gerade darin, dass jeder in dem Spiel des Gebens und Nehmens von Gründen sowohl einen Platz einnimmt wie auch einen Platz zugewiesen bekommt. Im Sinne der Praktiken des doppelten Kontoführens werden die vorgelegten Propositionen wechselseitig perspektivisch bewertet. Festlegungen über „Tatsachen“ und „Wahrheiten,“ die ein Sprecher trifft, werden von dem anderen dahingehend bewertet, ob er sie teilt und für glaubwürdig hält, bzw. ob der Sprecher die Berechtigung habe, eine solche Festlegung zu treffen. Er weist ihm einen normativen Status zu, der seine weitere Rolle in der Kommunikation bestimmt.

normative sozialperspektivische Objektivität

An dieser Stelle ist noch zu klären, wie sich die Verbindung von inferentieller Semantik und normativer Pragmatik zu dem verhält, was in der repräsentationalen Tradition als objektive Wirklichkeit gefasst wird. Im Sinne der Einheit von Erkennen und Handeln hängt die diskursive Bestimmung von „Wirklichkeit“ einerseits *pragmatisch* davon ab, »mit welchen Gegenständen diese Praktiken tatsächlich in erster Linie über das Wahrnehmen und Handeln praktisch verstrickt sind. Wie die Welt beschaffen ist, schränkt die Richtigkeiten inferentieller, doxastischer und praktischer Festlegungen geradewegs von *innerhalb* dieser Praktiken her ein« (ders., 476). Entsprechend kann es durchaus verschiedene Auffassungen von Naturgesetzen geben. Doch selbst die »Nichtübereinstimmung in so weitreichenden empirischen Fragen« schließt nicht aus, dass die Kommunikationspartner im Gespräch mit den gleichen Begriffen arbeiten. Denn der »taktile Fregearismus« erklärt, »warum Leute völlig falsche (z.B. nomologisch ausgeschlossene) Ansichten haben können, die trotzdem *von etwas handeln*« (ders., 880). Andererseits bestimmen sich „objektive Tatsachen“ und „Wahrheiten“ *normativ* aus der sozialperspektivischen Bewertungs*praxis*. »Die normative pragmatische Unterscheidung zwischen Status und Einstellung ist also entscheidend für die Intelligibilität semantischer Grundbegriffe. Sie wird in der Unterscheidung zwischen repräsentationaler Absicht und repräsentationalem Erfolg gespiegelt. Die *Objektivität* des repräsentationalen Gehaltes ist ein Merkmal der Beurteilungspraktiken hinsichtlich der Korrektheit von Repräsentationen« (ders., 137). Falls ein Hörer die Festlegungen eines Sprechers teilt, kann er dies beispielsweise in der Form „es ist wahr, dass x.“ ausdrücken. Falls er diesbezüglich konträre Festlegungen besitzt, wird sich diese Differenz in seiner diesbezüglichen Kontoführungspraxis ausdrücken. Er könnte dies explizieren, indem er von dem Sprecher behauptet „er glaubt, dass x.“⁷

Fremdverstehen: den Interpretations- und Extrapolationszusammenhang in unsere Gemeinschaft umsiedeln

Abschließend stellt sich hier noch die Frage der Interpretation des Fremden, also von Sinnzusammenhängen einer Gemeinschaft uns fremder Praktiken. In Brandoms Konzeption stellt diese Herausforderung prinzipiell keine andere Aufgabe dar, als die sozialperspektivische Interpretation, wie wir sie in der täglichen Kommunikation miteinander vollziehen. Auch hier werden wir einander im Sinne der deontischen Kontoführung interpretieren. Wir rechnen den anderen Einstellungen zu und setzen diese Zurechnungen in Beziehung zu den Einstellungen, die wir selber treffen würden: »Der semantische (perspektivische) Externalismus fängt also zu Hause an. [...] Der entscheidende Punkt an dieser Stelle ist der folgende: Ist einmal die Aufgabe der externen Interpretation als Spezialfall der internen

⁶ Um hier Luhmann ausführlicher zu Wort kommen lassen: »Insgesamt ist Sinn also ein Prozessieren nach Maßgabe von Differenzen, und zwar von Differenzen, die als solche nicht vorgegeben sind, sondern ihre operative Verwendbarkeit (und erst recht natürlich: ihre begriffliche Formulierbarkeit) allein aus der Sinnhaftigkeit selbst gewinnen. Die Selbstbeweglichkeit des Sinngeschehens ist Autopoiesis par excellence« (Luhmann 1993, 101).

⁷ »Dieses Verständnis des wesentlichen sozialen Charakters diskursiver Praxis, in der begriffliche Normen implizit enthalten sind, ist weit davon entfernt, die Möglichkeit begrifflicher Objektivität auszuschließen. Im Gegenteil, gerade dieses Verständnis macht eine solche Objektivität überhaupt erst verstehbar« (Brandom 2000, 105f.).

Interpretation (der Kontoführung) erkannt, dann stellen sich die praktischen Normen für die Zuweisung einer bestimmten Menge begrifflich gehaltvoller Festlegungen einfach als ein weiterer Fall des Entscheidens darüber heraus, wovon andere, die zu uns gehören, reden und was sie darüber sagen. Unsere Normen für die gewöhnliche Gesprächsführung unter uns sind diejenigen, mit denen wir Interpretationen beurteilen.

Es gibt nie eine endgültige Antwort darauf, was richtig ist; alles, auch jede unserer Beurteilungen einer solchen Richtigkeit, kann weiter besprochen und beurteilt, angezweifelt, verteidigt und berichtigt werden. Die einzige Antwort auf die Frage, was die eine Interpretation besser als die andere macht, lautet: das, was ein Gespräch besser macht als ein anderes. Die Antwort ist eine Sache unserer praktischen Normen des gegenseitigen Verstehens hier zu Hause. Die Normen für die heimische Sprache bestimmen also, wie die Begriffe, mit denen der Gehalt der Einstellungen eines Fremden spezifiziert wird, zu extrapolieren sind (wie diese Begriffe in neuen Situationen zu verwenden sind) [...]. Das gilt auch, wenn der Fremde am besten durch das Zuweisen von Begriffen verständlich wird, die sich von den in der eigenen Gemeinschaft verwendeten unterscheiden. Das Zusammenfallen von externer und interner Interpretation besagt also, dass das Problem der willkürlichen Alternativen zu jeder diskursiven Interpretation einer fremden Gemeinschaft von außen in den Interpretations- und Extrapolationszusammenhang unserer Gemeinschaft umgesiedelt wird« (ders., 897).

Die Interpretation des Fremden stellt hier strukturell nichts anderes dar als die Interpretationsleistungen, die in jeder Kommunikation vollzogen werden, nämlich die perspektivische Konstitution einer *Differenz zu sich selber* in der Praxis der deontischen Kontoführung. Der Modus hierzu ist der indizierende *Vergleich*. Der Interpretierte wird hier sozusagen sozialperspektivisch in den eigenen Sinnzusammenhang integriert. Verschiedene, jeweils in sich schlüssige, inferentielle Netzwerke können und dürfen nebeneinander bestehen, werden gleichzeitig ineinander eingeführt ohne dass die Differenz zwischen selbst und anderem hierdurch getilgt wird. Systemtheoretisch gesprochen setzt sich hier der Beobachter in Beziehung zu den der Außenwelt zugerechneten Kontexturen.⁸

Aus dieser Perspektive erscheinen polykontexturale Verhältnisse nicht mehr als Hindernisse, um Texte von Sprechakten sinnvoll interpretieren zu können. Vielmehr drückt sich in den Texten selbst schon immer die multiperspektivische Interpretationsleistung von Kommunikation aus. Brandoms Konzeption der expressiven Vernunft kann hier wieder als Bindeglied zwischen der sprechakttheoretischen- und der systemtheoretischen Beschreibungsebenen fungieren. Sinn erscheint gerade deshalb als Universalie, weil die substitutionsinferentiellen und anaphorischen Bezüge der Sprache selbst dann ermöglichen, weiter Sinn zu prozessieren, wenn die einzelnen Kommunikationsteilnehmer den ursprünglich gemeinten Sinngehalt weder kennen noch teilen. Die logische Struktur von Sprechakten impliziert die Zurechnung von Handlungsträgerschaft wie auch von Rationalität, denn als implizite Dimension unserer sprachlichen Praxis erscheint die Annahme, dass das Gegenüber im Spiel des Gebens und Nennens von Gründen mitspielen kann. Und dieses Spiel impliziert, dass die Kommunikationspartner zwischen den sozialen Perspektiven differenzieren können, also jeden Zug im Spiel des Sprechens und Handelns zugleich sozialperspektivisch interpretieren. Ins Zentrum einer jeglichen, interpretativen Analyse rückt nun die Proposition als relationales Bindeglied der Autopoiesis des Sinngeschehens. Insbesondere das Problem der Indexikalität sowie die Fragen der Regelmäßigkeit und der sozialen Perspektivität konnten hierdurch in Übereinstimmung mit der Luhmannschen Epistemologie konzipiert werden.

Die Interpretation von Sprechakten auf der Basis von Beobachtungen zweiter Ordnung expliziert die Zurechnungen und Motivunterstellungen, die in jeder Kommunikation geschehen müssen. Sie kann in diesen Prozessen Notwendigkeiten und Kontingenzen aufzeigen. Das, was eine Interpretation gegenüber einer anderen richtiger macht, sind nicht nur Zufälligkeiten und Beliebigkeiten, sondern nachvollziehbare Gründe innerhalb eines spezifischen Spiels des Gebens und Nennens von Gründen, innerhalb einer spezifischen semantischen Kontextur. Das, was das wissenschaftliche Vorgehen gegenüber dem Alltagsverstehen auszeichnet, ist die Explikation ihrer Geltungskriterien, denn erst hierdurch tritt der Diskurs um den jeweiligen Geltungsbereich von Wissenschaft in sich selber ein. Auch aus diesen Gründen stellen methodologische Kriterien interpretativer Forschung kein blindes Ritual dar, denn hierdurch wird der methodologische wie auch metatheoretische Diskurs einer wissenschaftlichen Disziplin erst möglich.

⁸ Die von Goffman (1996) aufgeworfene Frage der Rahmung und der Rahmenmodulationen erscheint unter Brandoms Konzeption in neuem Licht, nämlich als die normativer Frage auf welchen Sinn ein System festgelegt ist.

- Austin, J. L. (1979): Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with words). Stuttgart: Reclam.
- Brandom, Robert B. (2000): Expressive Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brandom, Robert B. (2001): Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Dennet, Daniel C. (1978): Brainstorms: Philosophical Essays on Mind and Psychology. Montgomery: Bradford Books.
- Garfinkel, Harold (1984): Studies in Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (2004): Über formale Strukturen praktischer Handlungen. S. 389-426 in: Strübing, J./Schnettler, B. (Hrsg.), Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK.
- Goffmann, Erving (1996): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Greve, Jens (2002): Bedeutung, Handlung und Interpretation. Zu den Grundlagen der verstehenden Soziologie. Zeitschrift für Soziologie 31, 373-390.
- Grice, H. Paul (1989): Studies in the Way of Words. Cambridge: Harvard University Press.
- Habermas, Jürgen (1992): Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1993): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Searl, John R. (1969): Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searl, John R. (2001): Geist, Sprache und Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.